

Walter Spiegl

Das Wunder von Freising

Goldrubingläser aus »Süddeutschland«?

Am 1. Juli 2000 versteigerte das Auktionshaus Fischer in Zwiesel einen konischen Deckelbecher aus Goldrubinglas mit geschnittenen Palmwedeln, Spiegelmonogramm und Bandelwerkbordüre (Abb. 1). Im Katalog wird für dieses Glas (Nr. 125) als Provenienz »Süddeutsch, wohl Freising« angegeben, unter Berufung auf ein ähnliches Glas im Bayerischen Nationalmuseum. [1] Die Zuschreibung von Goldrubingläsern an Süddeutschland, insbesondere München oder Freising, hat zwar Tradition und taucht immer wieder auf, entbehrt aber jeglicher Begründung, wie im Folgenden dargelegt wird.

Mit dem Begriff Goldrubin, genauer gesagt mit dem Edelstein Rubin, verbindet sich seit alters her die Vorstellung von Heilkraft – hier liegen die Wurzeln der modernen Edelsteintherapie – und Magie. Sie wurde später, nachdem man Hohlgefäße aus massivem Goldrubinglas herstellen konnte, auch auf diese übertragen. Seit Aristoteles sahen die Alchimisten und Kabbalisten im Stein der Weisen, dem Lapis philosophicum, eine Materie oder ein Auflösungsmittel, nämlich die rote Tinktur des Goldes, die den Urstoff aller Dinge enthalte, alles in seine Bestandteile auflösen, alle Krankheiten entfernen, die Menschen verjüngen und unsterblich machen und die unedlen Metalle in Gold und Silber verwandeln könne.

Diese Vorstellung reicht weit ins Barock hinein und beeinflusste auch die chemischen Experimente und empirischen Forschungen Johann Kunckels und Johann Friedrich Böttgers. Dass der eine die Voraussetzungen schuf, Hohlgläser aus Goldrubin herzustellen, und der andere das europäische Porzellan erfand, hängt unmittelbar damit zusammen, dass beide sich ursprünglich als Goldmacher betätigt hatten. Zur Überzeugung der Alchimisten gehörte außerdem, dass der Lapis philosophicum – nach dem zum Beispiel Kunckel am Dresdener Hof gesucht hatte – rot sei, dass ein Zusammenhang zwischen dem Gold und der roten Farbe des Karfunkelsteins oder Rubins bestehe und der Rubin folglich ähnliche wundersame Eigenschaften besitze wie der Stein des Weisen.

In seiner Alchymia von 1606 erklärt Andreas Libavius den Zusammenhang zwischen Gold und Rubin: »Weil nemlich der Rubinstein an denen Oertern, da Gold ist, stetig gefunden wird, derowegen ist es glaublich, dass das Gold an dergleichen Oertern in Edelstein verwandelt werde.« Und er schließt daraus, »daß man von der rothen Tinktur des Goldes, welches in einen Liquorem oder Oehl disolvieret worden, sonderlich mit dem Crystall einen Rubin bereiten könne.«

Von der Wertschätzung des Rubins als »König aller Edelsteine« berichtet unter anderem eine alte arabische Quelle, und ihn auf künstlichem Wege nachzuahmen war schon damals das Ziel aller, die sich mit der Erzeugung farbiger Glaspasten beschäftigten. Mehrere Traktate weisen darauf hin, dass im Mittelalter bei Versuchen, künstliche Rubine zu erzeugen., Gold verwendet wurde, unter anderem von Isaac Hollandus, auf dessen nachgelassene Schriften sich Antonio Neri stützte. Im 129. Kapitel seiner 1612 erschienenen *Arte Vetraria* empfiehlt der Florentiner, um »eine durchsichtige rothe Farb« zu machen, ein aus aufgelöstem Gold gewonnenes rotes Pulver, das einem »gereinigten Crystall« zugesetzt werden solle. Das ergäbe »die Röthe eines wahrhaftigen oder natürlichen und durchsichtigen Carbunckelsteins ... wie solches durch Erfahrung ist bestätigt worden.« Zwei Laboratoriumsversuche im Jahr 1930 beweisen die Tauglichkeit von Neris Rezept. [2]

Johann Kunckel ging es jedoch nicht um künstliche Rubine, sondern um ein wirkliches rotes Goldglas in einer Zusammensetzung und in genügenden Mengen, um daraus in hüttenmäßiger Verarbeitung durch Blasen und Formen Hohlgefäße herzustellen. Deshalb sah er in Neris »theurem und kostbarem Modus« keinen praktischen Nutzen. Viele hätten es versucht, »aber darinnen wenig Vergnügen gefunden.« Er selbst wohl auch nicht, denn die Herstellung seines berühmten Goldrubinglases gelang ihm nach eigenem Bekunden erst, nachdem er etwa um 1685 von Dr. Cassius' *Praecipitatio Solis cum Jove* Kenntnis erlangt hatte. »Als ich dies erfuhr«,



1 Goldrubin-Deckelbecher, »süddeutsch, wohl Freising«, Anfang 18. Jh. H. 19 cm. Auktion in Zwiesel, 1. Juli 2000, Nr. 125

schreibt Kunckel in seiner Schrift *Laboratorium chemicum*, legte ich alsofort Hand an«, und weil Kunckel nicht nur Alchimist, sondern auch Glastechniker war, gelang ihm, »was andere nicht tun können, nämlich das »praezipitierte Solis (Gold) mit dem Glas [zu] vereinigen und die Farbe eines rothen durchsichtigen Rubins hervor[zu]bringen ...« [3] Das Geheimnis lag zum einen in der Goldfällung unter Verwendung von Zinn (*praecipitatio Solis cum Jove*) sowie im Mengenverhältnis Goldauflösung/Glasfritte und in der richtigen Anwendung des thermischen Anlaufverfahrens; denn Rubinrot ist eine so genannte Anlauffarbe und erscheint erst nach Wiederaufwärmen der erstarrten Schmelze.

Kunckel war also gegen 1685 in der Lage, Glasgefäße aus Goldrubin herzustellen. Zum Beispiel erhielt er im Februar dieses Jahres vom brandenburgischen Kurfürsten 200 Taler »vohr und zu Rubin glas wo vohr ich bis dato gelieffert.«

Im selben Jahr bekam er von seinem Auftraggeber auch die Pfaueninsel geschenkt. In der Urkunde werden »Rubinglas, wie auch ander gefärbtes Glas« ausdrücklich erwähnt, deren Erzeugung allein Kunckel vorbehalten bleiben sollte. Als man 1773/75 auf der »Kunckelwiese« am Ostufer der Pfaueninsel Grabungen anstellte [4], fand man im Schutt von Kunckels 1688 abgebrannten Laboratorium unter anderem Bruchstücke von Pokalfüßen, gekniffenen Ansätzen von Schlangengläsern á la façon de Venise, gerippten Gefäßen, dickwandigen Pokalen und Kelchen, alles aus Goldrubin, sowie Stabreste mit eingeschmolzenen roten Spiralfäden. Dass die Goldrubinscherben teils roséfarben, teils tiefrot waren, ist ein Merkmal dieser überaus unberechenbaren Anlauffarbe. Mal gelingt sie, mal geht sie daneben. Das musste schon Kunckel erfahren: »Ich könt unterweilen mit einem Dukaten 5 Pfund Rubin machen, zu Zeiten aber aus 20 Dukaten nicht 1 Pfund, das recht schön wäre.« [5]

Zwar lassen sich nur die Scherben aus dem Laboratorium auf der Pfaueninsel unmittelbar mit Kunckel in Verbindung bringen, aber stilistische Merkmale wie Schliff und Gravur sind zuverlässige Hinweise auf den Potsdamer Ursprung vieler Goldrubingläser. Anders verhält es sich mit Goldrubinerzeugnissen, denen diese Charakteristika fehlen. Formal gesehen könnte das Glas irgendwo entstanden sein, in Brandenburg oder sonst wo in Deutschland und Böhmen. Aber warum gerade in Freising, das bekannt ist als Kapitel und Generalvikariat des Erzbischofs von München und durch die nahe gelegene Benediktinerabtei Weißenstephan; das 1632 und 1634 von den Schweden geplündert wurde; wo der bayerische Prinz Albert Sigismund (gest. 1685) sich »viel mit Jagen, Steinschneiden und Schnitzen« beschäftigte und nach ihm Joseph Clemens, Bruder des bayerischen Kurfürsten Maximilian Emanuel, der bis 1694 – neben seinen Verpflichtungen als Erzbischof und Kurfürst von Köln – Fürstbischof war? Dass es in Freising eine Glashütte gegeben haben soll, wo Hohlgläser aus Rubin erzeugt wurden, aber seltsamerweise keine aus »normalem« Glas – denn eine solche Zuschreibung ist mir noch niemals begegnet – gehört ins Reich der Fabel. In Meichelbecks 1724-1729 erschienener *Historia Frisingensis* ist nur von »trefflichen Fernglä-

sern« die Rede. Wenn also der Goldrubin-Deckelbecher in der Zwieseler Auktion aus Freising kommen soll, dann bestenfalls durch ein Wunder.

Wie und wann die Mär vom süddeutschen Goldrubinglas und dem Glashüttenstandort Freising zum ersten Mal aufgekommen ist, weiß ich nicht. Aber hauptverantwortlich dafür ist letzten Endes der hessische Bergbeamte Joh. Chr. Orschall, auch wenn er nichts dafür kann, weil man ihn offensichtlich falsch interpretiert hat. 1684 veröffentlichte Orschall *39 Experimenta, dem Gold seinen Purpur auszuziehen, ... (um) den schon längst verlangten Rubin-Fluß oder Rothe Glas in höchster Perfection zu bereiten*. [6] Darin erwähnt Orschall, dass der Sohn des Dr. Cassius »einen sehr schönen Rubinfluß zuwege gebracht, solchen auch an unterschiedlichen Orten vor ein gewisses Geld communiciret, davon dann hin und wider etwas zu sehen und biß auf den heutigen Tag [also frühestens 1684 und noch vor Erfindung des Goldrubinglases für Hohlgefäße durch Kunckel] zu Freysingen dergleichen verfertigt, doch sehr geheim gehalten wird.«

Wenn damals über Rubinfluss geschrieben wurde, dann betraf das ausnahmslos eine rote Glasschmelze zur Herstellung von künstlichen Rubinen, einen so genannten Fluss. Dazu brauchte man keine Glashütte, sondern einen kleinen Probierofen oder notfalls einen Tonkrug oder -tiegel, der, nachdem man das Gemenge eingelegt und ihn mit einem Deckel und frischem Lehm luftdicht verschlossen hatte, im offenen Feuer erhitzte. Das Verschließen war deshalb wichtig, weil keine Rauchgase an die Schmelze herankommen durften. Nachdem der Inhalt geschmolzen und abgekühlt war, bestanden Glas und Tongefäß aus einem festen Klumpen, den man zerschlug. Man klaubte die Glasbrocken heraus und schliff daraus Edelsteine – auch künstliche Rubine.

Diese Methode war zur Herstellung von Hohlgläsern völlig untauglich, und es war ja die große glastechnische Leistung Kunckels, dieses Prinzip so verbessert zu haben, dass ausreichende Mengen Rubinglasschmelze zur Verfügung standen, um daraus Gläser zu blasen. Bei den von Meichelbeck erwähnten Ferngläsern, also geschliffenen Glaslinsen, verhält es sich ähnlich. Aus Glas für Hohlgefäße hätte man keine optischen Instrumente herstellen können – daran hat sich bis heute nichts geändert –, sondern man benutzte für die Schmelze der optischen Gläser ebenfalls kleine Öfen. Dass man sich in Freising auf diese Technik verstand und die Tradition auch später fortsetzte, geht nicht nur aus Orschalls Hinweis oder der Beschäftigung Albert Sigismund mit dem Steinschneiden, nämlich Edelsteinschleifen hervor, sondern auch aus der Tatsache, dass sich der »Büchenspanner und Perspektivmacher« Christian Murr in Freising sich »viel mit Verfertigung optischer Gläser und mit Herstellung künstlicher Edelsteine« befasste, und 1834 auf der Münchener Industrieausstellung ein Sortiment künstlicher Edelsteine zu sehen war, »theils aus alten Freisinger-Flüssen«, die der Münchner Diamant- und Edelsteinschleifer Joseph Alschner eingereicht hatte. [7]

Es war nur ein kleiner Schritt, ausgehend von Freising oder Augsburg, wo seit etwa



2 Fünfteiliger Vasensatz aus Goldrubinglas mit Montierung (Augsburg), 1698 (?); SMPK, Kunstgewerbemuseum, Berlin

1700 viele Rubingläser mit Silbermontierungen und wohl auch geschnittenen Ornamenten versehen wurden, Süddeutschland als Ursprungsgebiet von Goldrubingläsern in Anspruch zu nehmen, wie dies im Fall von fünf gerippten Rubinglasvasen mit Augsburger Montierung im Berliner Kunstgewerbemuseum geschah. [8] Hier wird – wohl unter Berufung auf Orschall – vermutet, dass den Bemühungen Kunckels in Potsdam »die Versuche anderer vorausgehen, die mit hoher Wahrscheinlichkeit noch vor der Kommerzialisierung seines Verfahrens in Süddeutschland zu praktischem Erfolg führten. Die Herstellungsphase der süddeutschen Rubingläser überschneidet sich zeitlich mit den Anfängen seiner [Kunckels] eigenen Produktion. Bis heute ist es nicht gelungen, die infrage kommenden Erzeugnisse mit den urkundlich genannten Hütten in Verbindung zu bringen.« [9] Folglich legte man sich nicht fest und verständigte sich auf Süddeutschland.

Anknüpfend an seine Hypothese und unter Berufung auf Robert Schmidt [10] zählt Franz-Adrian Dreier auf Seite 81 seines Aufsatzes die Gründe auf, warum die fünf

Prunkvasen nicht in Potsdam entstanden sein können:

- ihre relative Dünnwandigkeit,
- die von zahllosen winzigen Bläschen durchsetzte Masse
- und eine »bei typischen Potsdamer Gläsern« nicht zu beobachtende Unregelmäßigkeit der Formen.

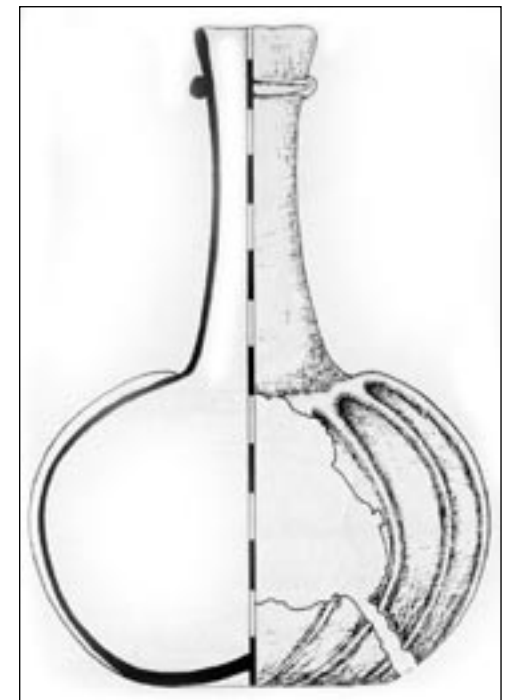
Folglich könnten sie nur aus Süddeutschland stammen (siehe oben), zumal ein 1924 erschienener Aufsatz von Rudolf Berliner [11] den Nachweis erbracht habe, dass – so Dreier – »zumindest in zwei Augsburg nahegelegenen Hütten, in München und Freising, wahrscheinlich aber auch an anderen Orten [gehandelt werden Landshut und Ingolstadt] Goldrubingläser hergestellt worden sind.«

Diesen »Nachweis« sucht man aber bei Berliner vergebens.

Halten wir Professor Dreier zugute, dass er 1969, als sein Aufsatz erschien, von den 1973/74 auf der Pfaueninsel ausgegrabenen Scherben von gerippten Gefäßen und Rubinfragmenten nichts wusste, und sehen wir uns etwas genauer an, was es mit



3 Angeblich süddeutsche Kugelbauchflasche aus Goldrubin mit Rippendekor. Die Montierung ohne Marken. Kunstgewerbemuseum Prag



4 Gerippte Kugelbauchflasche aus grünlichem Glas, rekonstruiert aus Scherben, die bei den Ausgrabungen von Kunckels 1688 abgebranntem Labor auf der Pfaueninsel zum Vorschein kamen. Aus Günter Rau, Das Glaslaboratorium des Johann Kunckel, in: Ausgrabungen in Berlin, 5/78, Abb. 21

dem Berliner unterstellten »Nachweis« auf sich hat. Dreier beruft sich auf »gerippte Stotzen« und »gerippte Maßflaschen«, die in den von Berliner wiedergegebenen und kommentierten Lieferungsverzeichnissen der Münchner Glashütte von 1677 bis 1681 ganz vereinzelt aufgeführt sind. Obwohl diese gerippten Gegenstände alle aus farblosem Kristallglas bestanden, nimmt Dreier sie als Beweis für »die möglichen Formen der später [also nach 1681, denn mit diesem Jahr enden die Lieferungsverzeichnisse] in München hergestellten Goldrubingläser.« [12]

Aus dieser vagen Vermutung wird der Schluss gezogen, »daß in München seit 1690 auch gerippte Rubingläser produziert wurden.« Dafür gibt es aber keine Belege, weder Aufzeichnungen, noch Glasgegenstände. Letztere hat man willkürlich geschaffen, indem man irgendwelche rubinrote gerippte Gefäße kurzerhand als »süddeutsch« deklarierte. Ähnlich verhält es sich mit den vielen – ebenfalls gerippten – Nabelflaschen aus farblosem und buntem, auch rotem Glas, die samt und sonders angeblich im „Alpenland“ entstanden sein sollen, also irgendwo zwischen Südfrankreich und dem Burgenland.

1690 ist das Jahr, in dem laut Rudolf Berliner der Münchner Hüttenmeister Hans Christoph Fidler seinem Kurfürsten die häufig zitierten »zwei Rubingläser als Beweis seiner neuen Künste« überreichte, wobei anzumerken ist, dass Fidler wenige Monate zuvor aus Böhmen zurückgekehrt war, wo er sich seit 1687 aufgehalten hatte. Aber weder der Beschenkte, noch der Ratsherr und Handelsmann Michael Unterrainer, dem die Hütte 1687 überlassen worden war und mit dem Fidler ständig im Streit lag, zeigten großes Interesse an diesen »neuen Künsten« und ihrer fabrikationstechnischen Umsetzung, denn Fidler ging Ende 1691 zu einer Glashütte im Bayerischen Wald, von wo er erst 1695 nach München zurückkehrte. Es wurden Proben angefertigt von »Trinkgläsern in allerlei Farben«, auch aus Milchglas und Rubinglas, die im August fertig waren, aber schon drei Monate später wurde der Betrieb eingestellt. Im Frühjahr 1697 erbat Fidler ein Wartegeld und die Genehmigung, Weißbier auszuschenken und einen kleinen Glasofen errichten zu dürfen. Das wurde ihm genehmigt, mit der Einschränkung, keine Gesellen zu beschäftigen. Im Jahr darauf verließ Fidler München für immer. Die kurfürstliche Glashütte begann 1702 unter einem neuen Hüttenmeister noch einmal zu arbeiten, aber nur für kurze Zeit. Hergestellt wurden neben Spiegeln für Schloss Nymphenburg »Hohl-, Zier- und Beinglas«. Von einer »Kommerzialisierung« des kunkelschen Verfahrens kann also keine Rede sein. Und aus den Aufzeichnungen der Münchner Hofkammer über den Streit Fidlers mit Unterrainer geht hervor, dass es zu der Zeit keine weiteren Hütten im südlichen Bayern gab.[13]

Das ficht die Befürworter der süddeutschen, insbesondere Münchner Rubingläser jedoch nicht an, und sie bringen als weiteres Argument den an der Münchner Hütte tätigen Glasschneider Veit Limer (Leimer) und ein von Fidler in Freising gekauftes Schleifgerät ins Spiel. »Das Schneidgerät wurde unmittelbar nach der Errichtung der



5, 6 Links: Deckelbecher aus Rubinglas, graviert, Fassung Augsburg, um 1700, T. Baur oder Meister TB. H. 15 cm. Rechts: Deckelbecher aus Rubinglas, graviert, Fassung Augsburg, um 1700, T. Baur oder Meister TB. H 21,7 cm. Beide Stücke aus dem Katalog »Ein rheinisches Silberschatz«, (Nr. 397, 398). Zuschreibung Glas bzw. Glas und Dekor laut Katalog »Süddeutschland (München ?), Ende 17. Jh. bzw. 1685-1695«

Hütte, also 1677 oder 1678, aus Freising besorgt. Ebendort aber muss zu jener Zeit eine Hütte in Betrieb gewesen sein, die Goldrubingläser produzierte.« [14] Noch abenteuerlicher ist die von Brigitte Klesse aufgestellte Hypothese über Gravuren auf Goldrubingläsern, derzufolge der Glasschneider »am Ort der Rubinglasherstellung selbst zu suchen sei«, nämlich in München und Freising, und dass »neben ... Fidler ... der Glasschneider Veit Limer in Frage kommen könnte.« [15] Als Quelle wird wieder Berliner bemüht (S. 118-119), wo aber das »Schneidgerät« nur im Zusammenhang mit »allerhand Steinen auf die edle Art, die dann hätten geschnitten und poliert werden sollen ...« erwähnt wird. Wenn Berliner von »schneiden« spricht, dann ist damit

unter den gegebenen Umständen nicht gravieren gemeint, sondern schleifen, was sich schon aus der Beschaffenheit der bearbeiteten Gegenstände ergibt: Stockknopf, Schwimmer, Salzbüchsen, Brennspiegel, Paschwürfel, Messerhefte, Löffel. Mit dem Freisinger »Schneidergerät«, mit dem diese Sachen wohl hergestellt wurden, hätte man gar keine Gravuren ausführen können, so dass also auch die folgenden Gegenstände nicht graviert, sondern geschliffen und poliert waren:

- 1678 »ein Becher und ein Mundglas, beide mit Deckel. Der Glasschneider war Veit Limer.« Das ist die einzige Erwähnung Limers.
- 1679/80 die schon genannten Gegenstände Stockknopf bis Löffel und dazu »ein hoher Becher mit Deckel. Diese Sachen schnitt Jacob Dubs, der als Polierer oder Poliermüller bezeichnet wird.«
- 1681 war Fidler selbst mit dem »Schneiden« an der Reihe: »sieben Flaschen verschiedener Größe, vier Salzfässchen, drei kleine Becher, 6 Paschwürfel.« Berliner erwähnt übrigens auch, dass der Glasschnitt »keine große Rolle in der Hütte spielte«, und spricht von der »seltenen Anwendung des Schnitts als Verzierung.« Im vom Kölner Kunstgewerbemuseum Köln 1980 anlässlich der Ausstellung »Ein rheinischer Silberschatz« herausgegebenen Katalog sind über 40 Rubinglasgefäße mit und ohne Gravur, teils auch mit Augsburger Fassung aus der Zeit um 1700 beschrieben und abgebildet. Als Herkunft werden genannt: Süddeutschland, München mit und ohne Fragezeichen, Nürnberg, Nürnberg oder Augsburg, Potsdam oder Süddeutschland und einmal »vermutlich Thüringen.« Im Fall eines mit »Heel-Dekor« geschnittenen Deckelbechers mit Augsburger Silbermontierung (Abb. 5) heißt es: »Sowohl für die Glashütte München als auch für die in Freising sind...Glasschneider dokumentiert, die für derartige moderne Dekors durchaus infrage kommen.« Und zum Deckelbecher Nr. 398 (Abb. 6), ebenfalls mit Gravur und Augsburger Montierung, liest man: »Zeitlich wäre als Entstehungsort die Münchner Glashütte Hans Christoph Fidlers in Betracht zu ziehen, in der mit Sicherheit zwischen 1689 und 1697, vermutlich jedoch schon früher...Rubinglas hergestellt wurde.« Der Katalogbearbeiter ist sich seiner Sache sogar hundertprozentig sicher. Obwohl die Gravuren rund 20 Jahre später entstanden sind als die Stockknöpfe und so weiter in München, kommen für ihn die Glasschneider (also Limer, Dubs und Fidler) »durchaus« in Frage, und obwohl Berliner kein Wort darüber verliert, ist die Herstellung von Rubinglas in München »mit Sicherheit« belegt.

Für die Beharrlichkeit alter und inzwischen überholter Zuschreibungspraktiken möchte ich noch ein weiteres Beispiel anführen. Bei Sotheby's in London wurde am 29. 9. 1975 ein dickwandiger glatter »süddeutscher« Rubinglasbecher mit dem gravierten Wappen des bayerischen Kurfürsten Max Emanuel sowie »Heel-Dekor« versteigert. Der sogenannte Heel-Dekor besteht aus Blattrispen und großblättrigen Blüten beziehungsweise Blättern und zwei kleinen Vögeln. (Abb.7) In genau dem gleichen Stil, diesmal ohne Vögel, aber wahrscheinlich von der selben Hand ist ein formal

identischer, aber blauer Becher im Bayerischen Nationalmuseum (Nr. 416) dekoriert und im Katalog zu Recht als »Südböhmen, Ende 17. Jh.« bezeichnet. Unter den angeführten Vergleichsstücken findet man auch den Hinweis auf das »süddeutsche« Rubinglas bei Sotheby's, aber kein Wort darüber, dass hier wohl etwas nicht stimmen kann; denn warum stammt von zwei ähnlichen Bechern mit übereinstimmendem Schnittcharakter der rote aus Süddeutschland und der blaue aus Böhmen? Das hätte Rainer Rückert doch zu denken geben sollen, als er die Rubingläser im Bayerischen Nationalmuseum katalogisierte, zumal er in der Einführung zur Rubrik Farbgläser schreibt: »Bisher wirklich überzeugend sind zumeist nur die Bestimmungen von Potsdamer Rubingläsern und einigen böhmischen Beispielen« (Band I, S. 153). Von dieser vernünftigen Einschätzung weicht er dann allerdings ab. Die Rubingläser Nr. 431 bis 439 sind entweder »deutsch«, »wahrscheinlich Freising« (Nr. 437, 438) und »vielleicht Freising« (Nr. 439). Also keine Gläser aus Potsdam oder Böhmen, und folglich auch nach Rückerts eigenen Worten nicht »wirklich überzeugend.«

Es ließen sich noch viele Beispiele beibringen für überholte Zuschreibungen an Süddeutschland, München und Freising. Der in Zwiesel angebotene Deckelbecher jedenfalls stammt nicht aus Freising, schon eher aus Böhmen. Das tut der Bedeutung des Glases aber keinen Abbruch, sondern liefert einen weiteren Beweis für die hohe Qualität des in Böhmen erzeugten Rubinglases.



7 »Süddeutscher« Rubinglasbecher mit Wappen des bayerischen Kurfürsten Max Emanuel (1662-1726) und »Heel-Dekor«. Sotheby's London, Auktion 29. 9. 1975, Nr. 226

Anmerkungen

- 1 Rainer Rückert, Die Glassammlung des bayerischen Nationalmuseums, Band I, Nr. 439
- 2 E. Zschimmer, Ueber Goldrubin, in: Sprechsaal, 63. Jg., 1930, Nr. 34, S. 642-644
- 3 zitiert nach H. Maurach, Johann Kunckel (1630-1703), Deutsches Museum, München, Abhandlungen und Berichte, 5. Jg., Heft 2, Berlin 1933, S. 48
- 4 Günter Rau, Das Glaslaboratorium des Johannes Kunckel ... , in: Ausgrabungen in Berlin, 5/78, Seite 155 f.
- 5 zitiert nach Robert Schmidt, Brandenburgische Gläser, Berlin 1914, S. 62
- 6 zitiert nach W. Ganzenmüller, Beiträge zur Geschichte des Goldrubinglases III., in: Glastechnische Berichte, 1937, Heft 11, S 421
- 7 siehe Bericht von Chr. Schmitz
- 8 Franz-Adrian Dreier, Fünf silbermontierte Prunkvasen aus Goldrubinglas, in: Berliner Museen, N. F. XIX, 1969, Heft 2, S. 78 ff.
- 9 Dreier, a. a. o., S. 78
- 10 Sammlung Mühsam II, S. 47 ff.
- 11 Eine Münchner Glashütte im letzten Viertel des 17. Jahrhunderts, in: Münchner Jahrbuch der bildenden Kunst, N. F. I, Heft 1, 1924, S. 109 ff.
- 12 Dreier, a. a. o., S. 82
- 13 Otto P. Krätz, Glück und Glas, in: Charivari, 5/1981, S. 5
- 14 Dreier, a. a. O. Seite 82
- 15 Veredelte Gläser aus Renaissance und Barock. Die Sammlung Ernesto Wolf, Wien 1987, Nr. 80